Man immer stärker die Mächte des Gefühls, die dies nüchtern tüchtige Gebäude einer bürgerlichen Ehe zu erschüttern drohten. Klopstocks schwärmerische Zärtlichkeit für seine Meta, Lessings mannhaft stolzes, leidenschaftlich verhaltenes Ringen um Eva König boten Beispiele von ganz neuartigen, ungeahnten Herzensbeziehungen, Mozart schrieb an den strengen Vater, im Gedenken an sein mit irdischen Gütern nicht gesegnetes Constanzerl: „So nach Geld möcht ich nicht heiraten; ich will meine Frau glücklich machen, und nicht mein Glück durch sie machen." Als „armer Mensch" hält er es für sein Recht, „eine Frau zu nehmen, die ich liebe und die mich liebt". Damals hatte schon Rousseaus „Neue Heloise" den Sieg des Herzens über den Verstand verkündet, aber während hier noch die Liebenden entsagen, stirbt Werther, weil er Lotte nicht erringen kann. Seine Liebe bedeutet ihm sein Leben. Und da die Liebe nun zum Mittelpunkt der ganzen Existenz geworden ist, wird sie auch zum Mittelpunkt der Ehe. Die Früh-Romantik vor allem Friedrich Schlegels und Schleiermachers, erklären Ehe ohne Liebe für null und nichtig und für Voraussetzung jeder echten Ehe ewige Liebe. Ein ganz anderes Ehe-Ideal wird hier gepredigt und gewinnt einen tiefen Einfluß auf die Besten, der auch heute noch seine Kraft bewährt.

Die Verrohung des Ballsaals.

Die vornehme Gesellschaft Amerikas hat sich gegen die Seuche der Wackel- und Schiebetänze nicht anders wehren können, als daß sie nunmehr zu dem letzten, dem Radikalmittel gegriffen hat: dem Boykott des Tanzes. Statt der großen Bälle, die die Hauptanziehungskraft der Wintersaison in Newyork, Philadelphia und Boston bildeten, werden nur noch Festlichkeiten mit Diners, mit Theateraufführungen und Konzerten veranstaltet, bei denen nicht getanzt werden darf. So erklärte eine der führenden Damen der Neuyorker Gesellschaft, Mrs. Phillip Lydig, daß sie diesmal ihren fürstlichen Ball, auf den man stets mit großer Spannung wartete, ausfallen läßt und statt dessen eine Theateraufführung veranstalten wird.

Terpsichore ist aus den Festsälen der oberen Zehntausend verbannt: man will lieber gar nicht tanzen lassen, als daß man jene entsetzlichen Gliederverrenkungen aus Südamerika und dem Pariser Montmartre duldet, die alle an der Verrohung der Sitten im Ballsaal schuld sein sollen. Der Grizzly-Bär und der Tango, sie haben mit ihren plumpen Tritten die gute Sitte und das feine Benehmen im Grund und Boden zerstampft! Das ist die Klage, die eine Dame der eleganten Welt, die ihren bekannten Namen unter einem Pseudonym verbirgt, in einem Aufsatz des American Magazine anstimmt. „Warum ist der Tanz aus den Festen dieses Winters verbannt?" fragt sie. „Die jungen Leute haben sich das selbst zuzuschreiben. Wenn sie den Turkey Trot und diese andern entsetzlichen Importen aufgeben und wieder die alten anständigen alten Tänze tanzen wollen, dann können sie auch wieder die Freuden des Ballsaales genießen. Aber das tun sie nicht. Wo getanzt wird, da werden gerade diese Tänze getanzt, und selbst Gewalt würde unsere Jugend nicht davon abhalten. Die Folge davon aber sind Zustände, von denen ich nur einige wenige Symptome anführe. Wenn eine Gastgeberin erleben muß, daß ihre weiblichen Gäste die Kotillon-Geschenke und Blumen der anderen Gäste stehlen, wenn sie mitansehen muß, wie sich Mütter und Gesellschaft in dunkle Winkel zurückziehen zu einem Flirt, der eigentlich schon kein Flirt mehr ist, wenn sie eingeladene Herren, die sie nur ganz oberflächlich kennt, unter den Tischen ihres Boudoirs kriechend findet — was dann? All das und noch viel Schlimmeres ist in den letzten drei Saisons vorgekommen, und warum? Allein infolge dieser scheußlichen Tänze.

Zu Anfang dieses Winters gab Mrs. Cornelius Vanderbilt einen wundervollen Ball in ihrem Palast in der Fünften Avenue. 250 Personen waren geladen, und 303 passierten nach der späteren Zählung den Eingang. Am nächsten Tage erklärte Mrs. Vanderbilt: „Ich habe meinen letzten Ball gegeben. Das geht so nicht weiter. Die kostbarsten Teppiche sind durch brennende Zigarren, die man achtlos wegwarf, durch ganze Ströme von Wein, die ausgegossen wurden, verdorben. Die von den bedeutendsten Malern ausgeführten Dekorationen der Wände sind mit Streichhölzern zerkratzt; obwohl nur in den Rauchzimmern geraucht werden sollte, war alles mit Tabakswolken erfüllt. Und als am Ende die Diener das Licht ausdrehen wollten, da fanden sie in den Marmorbecken der Springbrunnen Schlaf der Trunkenen. Aehnliche Erfahrungen haben andere Damen der ersten Gesellschaft mit ihren Bällen gemacht. Junge Mädchen aus guten Familien tanzen ungenirt in Gesellschaften und mit Verbeugungen ist einerseits, der an die Kniebeugformen der Gasse erinnert."

Sind nun die Tänze die einzigen Sündigen? Die Damen sind der Ansicht, aber ein berühmter Dandy, Mr. Ferrier, der um seine Meinung befragt wurde, möchte das Uebel bis an die Wurzel verfolgen, die er in den — engen Röcken der letzten Mode sieht. Er durch die Humpelröcke sei das Uebel der Wackeltänze heraufbeschworen worden. Wie dem auch sei, der streitet gegen die Verrohung der Tanzsitten hat zu einem greifbaren Resultat geführt. Nach dem letzten Ball der Mrs. Vanderbilt, der ein so trauriges Licht auf die neuesten Gesellschaftsexzesse der Jugend warf, haben sich die führenden Gesellschaftsdamen von Newyork, Philadelphia und Boston zu einer Organisation zusammen. Dieser „Schutzliga", wie sie sich nennt, gehören Mrs. Cornelius und Reginald Vanderbilt, Mrs. Stuyvesant Fish, Mrs. Goelet, Mrs. Guinness und ein Dutzend anderer Multimillionärsfrauen an; sie haben einen „Gesetzkodex" des Tanzes aufgestellt, in dem die Regeln des Anstandes und der guten Sitten angegeben sind, denen sich die jungen Leute erst fügen müssen, bevor sie wieder bei ihnen tanzen dürfen. Bis dahin wird man in den Palästen der oberen Zehntausend keine Ballmusik mehr hören und keine sich lustig drehenden Paare sehen.

Ein tragisches Frauenschicksal.

Die unglückliche Heldin eines berühmten Gerichtsprozesses, der vor 74 Jahren ganz Europa erregte und erschütterte, wird nunmehr zur Wiederherstellung ihrer Ehre aus dem Grabe heraufbeschworen. Marie Lafarge war angeklagt, ihren Gatten vergiftet zu haben; 16 Tage lang wurde vor dem Gerichtshof von Tulle die Affäre verhandelt, und obgleich die Angeklagte in herzzerreißender Weise ihre Unschuld beteuerte, schienen die Verdachtsmomente doch so schwerwiegend, daß man zu einer Verurteilung schritt. Nachdem die unglückliche junge Frau in tiefster Erschöpfung, halb ohnmächtig, auf einem Ruhebett liegend, hereingebracht worden war, wurde ihr das Urteil verkündet: lebenslängliches Zuchthaus.

Sieben Jahre lang war sie nun, liebend, krank und gequälten, in Montpellier eingekerkert; dann wurde sie in ein Krankenhaus überführt, um sie am Leben zu erhalten, und 1852 als eine Todgeweihte begnadigt, um nach 2 Monaten der Freiheit zu sterben. Ihre Freunde hatten stets an ihre Unschuld geglaubt, aber dann waren die Jahrzehnte dahingegangen und ihr tragisches Schicksal schien vergessen, bis der Senator Louis Martin vor einiger Zeit durch Zufall auf den Aktenband der jungen Witwe stieß und größtes Interesse an dem Verlauf des Prozesses fand. Auf seine Initiative hin ist nunmehr eine Wiederaufnahme des Verfahrens beschlossen, durch die den Manen der unschuldig Verurteilten wenigstens die Ehre wiedergegeben werden soll.

Das Verdammungsurteil war hauptsächlich auf die Aussage des Sachverständigen Orfila erfolgt, der die Vergiftung nachgewiesen zu haben glaubte; ihm aber widerspricht folgende der berühmte Chemiker F. Raspail. Der Fortschritt der chemischen Wissenschaft hat nun in allem den Anschauungen Raspails recht gegeben, so daß der Glauben an einen Mord nicht mehr aufrechterhalten werden kann. So wird denn die tragische Frauenschicksal noch nach dem Tode einen versöhnenden Abschluß finden.

Lustige Ecke.

Vom lustigen John Bull.

Abschreckung. Der Photograph: „Also, mein Herr! Bitte, recht freundlich." Gutsbesitzer vom Lande: „Um Gottes willen! Nur nicht freundlich. Das Bild ist ja für Verwandte, die mir einen längeren Besuch abstatten möchten." — Im Uhrmacherladen. Kunde: „Könnten Sie mir sagen, wie spät es ist? Mir ist eben meine Uhr stehen geblieben." Uhrmacher: „Aber gewiß, mein Herr, eine von diesen Uhren hier geht richtig, aber — ich darf es nicht sagen, welche." — Allzu kostbar. „Was mich die Schlafstoffkeit meines Rechtsanwalts kostet!" „Ja, wieso denn?" „Na, seien Sie bloß diesen Posten in seiner Rechnung: für Aufwachen nach Mitternacht und Halbwegs Wecken, wenn er angetrunken Nachts nach Hause kommt." Der Sachverständige. Nach Schluß der Sonntagsschule läßt der Bischof die Kinder noch einige Fragen tun. Aufgerufen, bittet ein kleiner Junge die Hand: „Bitte, woraus war eigentlich Adams erstes Hemd?" Der Bischof ist um die Antwort in Verlegenheit, aber ein kleines Mädchen, die älteste von zahlreichen Geschwistern, kommt ihm zu Hilfe. „Wie konnte er denn?" meint sie wichtig. „Es war doch niemand da, um ihn zu warten." — Inhaltangabe. Ethel: „Ein 16 Seiten langer Brief von George! Was in aller Welt mag wohl drin stehen?" Mabel: „Das ist doch klar. Er schreibt, er liebt mich."

Meine verehrten Hausfrauen!
Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den
Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"
als besten Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Kaffeekaffe nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Lehrgeld zu haben. — Alleinige Fabrik
Robert Brandt, Magdeburg.

Bruchleidende, auch solche, die schon vieles vergeblich angewandt haben, erreichen ihr Heilziel sicher, ohne jede Berufsstör., in 4—8 Wochen, durch mein **einzig dastehendes,** die Bruchteile zusammenziehendes Heilverfahren. Prospekte und Zeugnisse gratis.
W. Beitz, Zürich-Selnau.
Briefporto 20 Pf. Postkarte 10 Pf.

* Im Theater. „Herr Direktor, bei der Aufführung des gestrigen Stückes gähnte das Publikum." — Direktor: „Besser, es gähnt das Publikum, als das Theater".

* Höchste Geduld. Herr zu seinem Diener: „Joseph, nun warte ich schon 45 Minuten mit der Uhr in der Hand, daß Du kommen sollst und mich wecken!"

* Aus Kindermund. Lanie: „Na, Klärchen, willst Du mich nicht auch bald einmal besuchen?" — Klärchen: „Freilich! Ich will mir dann Deine Wirtschaft ansehen!" — Tante: „Bielo?" — Klärchen: „Nun, die Mama hat neulich erst zum Papa gesagt: Bei Tante muß eine nette Wirtschaft sein!"

* Unerhört. Frau (am Frühstückstisch): „Du bist doch wirklich der böseste Widerspruchsgeist, den ich je gesehen habe. Deine Launen sind ganz unerträglich." — Gatte: „Aber warum denn, meine Liebe? Was habe ich denn getan?" — Frau (wütend losbrechend): „Musgerechnet heute, wo der Kaffee zufällig mal schlecht ist, da sagst Du, er wäre ausgezeichnet!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 8:

FEK
FEILE
EIMER
KLEID
ERD

Wieder haben wir so viele richtige Lösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Uhlands Gedichte u. Dramen, eleg. geb.
entfiel auf Hede Schatz, Beesen.

Rätsel.

Am Himmel stand es schimmernd klar.
Verlor ein Teilchen — Sonderbar!
Ich kam dazu, was steht nun hier?
Ein kleines Tier voll Raubbegier.
Doch will man es in Freiheit sehn,
Muß nach Nordafrika man gehn.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Ab; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, will auf folgende Karte nur ein bescheidenes 5-Handspiel (Grün-, Picaue-Solo) machen. Aber da 5 dies halt und schließlich fragt, ob er mehr als Mittelhand habe, macht er Großspiel, das mit Zweien hoher ist.

a, b8; aA; bA, 10, K, D; cA; dA, D.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picaue-Bube, Treff-As, Picaue-As, Picaue-Zehn, Picaue-König, Picaue-Dame, Coeur-As, Carr-As, Carr-Dame.

Das Großspiel wird verloren. Im Skat lag eK, D. Die c10 saß blank bei H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 7.

Kartenverteilung:
V. b, e, dB, a10, K, 9, 8; bA; c10; dK.
M. aD, 7; cA, D, 9, 8, 7; dQ, 8, 7.
H. aB; b10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, K.
Skat: aA, eK.

Spiel:
1. B. bB, aD, aB (— 7). — 2. H. b10, bA, aS (— 25). 3. M. eA, dA, c10 (— 32).

Der Spieler gibt noch einen Stich auf dK ab, abe die Gegner haben ohnehin 60.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 9 — Halle a. S., Sonntag, den 2. März — 1913

Der Kreislauf.

Skizze von Hans-Joachim Frhr. v. Reitzenstein.

Mrs. Horseshoe lag auf dem Diwan. Und Mr. Horseshoe saß ein ganzes Stück von ihr auf einem unbequemen goldlackierten Stühlchen und sprach lange und logisch, wie ein Ehemann das zu tun pflegt, wenn er seiner Frau eine Sache einprägen will, die man eigentlich schon mit zwei Worten begreiflich machen kann.

„Also kurz noch einmal, Maud. Ich, als geborener Neuyorker, kenn' die Leute hier besser als Du aus Oklahoma. An jeder Deiner Antworten erkenne ich deutlicher, daß Deine Freunde und Freundinnen Dir nur die Begriffe verwirren. Sie meinen es nicht ehrlich mit Dir.

Du wirst mir demnach unter allen Umständen den Gefallen tun und den Verkehr möglichst bald abbrechen."

Mrs. Horseshoe hatte mit keinem Worte etwas erwidert und nur durch Haltung und Mienen leise, aber eindringlich demonstriert. Hätte sie geantwortet, so wären die Tränen gekommen, um ihre Niederlage zu besiegeln.

Einmal, vor zwei Jahren, im Anfang ihrer Ehe, da hatte sie geweint. — Das gehört doch gewissermaßen zum ABC der Ehe, wenn man etwas durchsetzen will. Kein Mann kann Tränen sehen, keiner. Nur ein einziger. Und das war ausgerechnet ihr Mann. — Also sie hatte damals geweint, daß es einen Hund jammern konnte. Da hatte er mit einem impertinent väterlichen Gesicht gesagt:

„Recht hast Du, Maudy, weine nur tüchtig und erlöse Deinen Schmerz. Dann kommt die Vernunft am ehesten wieder."

Das war brutal. Um so etwas weint man nicht. Mußte sie sich da nicht zu ihren Freundinnen retten? Bei denen wenigstens war Mitleid.

Als sie neulich zum Five o'clock kam und von ihren Leiden berichtete, hatte Mrs. Helen Goosetail sie umarmt und getröstet:

„Armes Kind. Sie sind eine weiße Sklavin."

Und Mrs. Isolde Nostril hatte bedeutungsvoll ihren Freund angesehnt und gesagt:

„Wie lange wird sie das Joch noch tragen!"

Ja, so waren ihre Freundinnen.

Mr. Thomas Horseshoe hielt alles für gesagt. Außerdem war es höchste Zeit, daß er in seine Office kam. Er erhob sich, scheinbar ohne die böse Wolke zu bemerken, die über seiner Frau und seinem Ehehimmel lagerte. Er nickte von Herzen freundlich und ging.

Jetzt aber kam Leben in Mrs. Horseshoe. Kaum schlug draußen die Flurtür zu, da stand sie auch schon auf den Füßen, holte zweimal tief Atem und weinte laut, deutlich und anhaltend. Und wie einen Refrain zu diesem Liede in Moll stammelte sie die Worte der Freundin: Wie lange werde ich das Joch noch tragen?

Da blickte sie auf — denn sie stand plötzlich vor ihrem Spiegel — und gewahrte, daß ihre Nase vom Weinen ganz rot war. Im Augenblick versiegten die Tränen, und ein Lächeln kam hervor, wie die Sonne zwischen Schneesturmwolken:

„Wenn ich nicht weine, wird meine Nase in wenigen Minuten wieder den diskreten Ton haben, den Horace M. A. Noble daran so bewundert. Mein Jammer aber wird mich ewig verfolgen — mein Jammer und mein Mann. Denn mein entsetzlicher Mann sieht mich und wird nicht von mir lassen, und aller Jammer kommt mir von ihm!"

Bis hierher war Mrs. Horseshoe gelangt. Da gewahrte sie, daß ihre Augen wieder feucht wurden und ihr Näslein den Buntandrang abermals getreulich registrierte. Und sie drohte ihrem Spiegelbild mit der Hand und rief ihm ärgerlich zu:

„Wenn Du Dir das noch länger gefallen läßt, dann magst Du hierbleiben. Ich tue es nicht. Ich bin eine freie Amerikanerin, und dieser Mr. Horseshoe ist brutal. — Lebe wohl."

Darauf machte sie kurz kehrt, lief an ihres Mannes Schreibtisch und hieb in wenigen steilen einen Abschiedsbrief hin, schnippisch, frech und tränenlos — wie man einem Manne eben den Laufpaß gibt.

Zehn Minuten später stand Maud Horseshoe auf der Straße und blinzelte vergnügt in die Sonne. Sie kam sich so leicht und frei vor, wie ein entlaufener Sträfling.

Also wohin nun? — Natürlich zu ihren Freundinnen; erstens, um ihnen selbst die Nachricht zu bringen, daß sie ihren Mann verlassen habe. Zweitens konnte sie deren sicher sehr wertvolle Ratschläge für die nächste Zukunft gebrauchen. Denn das waren Frauen, die über ihren Männern standen und ihren Platz behaupteten. Ueberhaupt war sie es sich schuldig, zu ihnen zu gehen, schon, um gegen den Willen dieses Mr. Horseshoe zu demonstrieren.

Sie stieg in ein Cab und fuhr zu Mrs. Goosetail. Und bei dem leisen Surren der Gummiräder und dem Klipp-Klapp der Pferdehufe vor sich kam eine wohlige Ruhe über sie. Sie dachte an Horace M. Nooble. Und sie sah seine bittenden Augen und hörte die Worte wieder, die er neulich gesprochen:

„Mrs. Maud, wenn Sie mein wären!"

Wie würde er die Nachricht von ihrem Schritt aufnehmen. Würde er ahnen, daß er eine Rolle spielte in dem Drama, und die Konsequenzen ziehen? — — —

*

— — Mrs. Helen Goosetail hatte kubig znachört. Jetzt schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Arme Frau, was müssen Sie gelitten haben! Aber, hören Sie, ich glaube, es ist das beste, Sie gehen wieder zu Ihrem Manne zurück. Bedenken Sie den Skandal."

Mrs. Maud sprang auf: „Nein — nie!" rief sie laut.

Mrs. Goosetail legte ängstlich den Finger auf den Mund: „Um Gottes willen, meine Liebe, mein Mann ist nebenan." Dann stand sie auf und sagte sehr leise: „Also, meine Teuerste, ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich kann Sie von Ihrem Plan nicht abbringen, aber — ja — — Nun, Sie werden mich richtig verstehen, wenn ich Sie bitte, unser Haus zu meiden. Wie ich denke, wissen Sie ja. Aber mein Mann verabscheut jeden Skandal."

Mrs. Horseshoe saß abermals im Cab und war sehr blaß; denn sie strich mit einem dicken schmerzhaften Strich Mrs. Goosetail aus ihrem Herzen. Dann stieg sie bei Mrs. Isolde Nostril aus. Da war Verstehen; denn Isolde hatte einen Freund. — Sie streckte die Hand nach der Klingel aus, aber die Tür öffnete sich bereits, und Mrs. Isolde huschte heraus wie ein Kätzlein.

„For Lord, Maudy, laß die Klingel! Ich warte hier in einer Angst auf Dich! Ich weiß alles. Helen Goosetail hat bereits telephoniert. Gott, wie bist Du verrückig, Maudy. Aber sieh mal, Du bist doch viel schöner als ich. Und nun bist Du frei. Wenn mein Mann Dich jetzt plötzlich mit anderen Augen ansehen würde! Du verstehst. — Ich bin so gräßlich eifersüchtig." Dann trat sie näher: „Uebrigens, Maudy, mit wem entflichst Du denn? Kenne ich ihn?" In ihren Augen lag eine große Angst.

Aber Mrs. Maud überhörte die Frage. Sie schüttelte nur erstaunt mit dem Kopf:

„Du bist eifersüchtig auf Deinen Mann? — Du hast doch einen Freund!"

Mrs. Isolde beharrte:

„Ja, den meine ich. Ist er's? — Maudy, ich bitte Dich, ich würde sterben, wenn er mich verließe."

„Du bist verdreht", rief Mrs. Maud in der Ehrlichkeit ihrer Heimat Oklahoma.

Mrs. Isolde strahlte:

„Dann ist ja alles gut, Maudy. Aber er darf niemals erfahren, daß Du Deinen Mann verläßt. Weißt Du, er ist ja so gräßlich eifersüchtig auf meinen Mann. Er würde von mir verlangen, daß ich es Dir nachtue. Und das könnte ich nicht. Ich kann doch mein Herz nicht in zwei Stücke reißen." Dann umarmte sie die Freundin: „Nein, wie ich Dich beneide, Du Glückliche. Aber, gelt, Du kommst nicht mehr zu uns. Ich würde sterben vor Eifersucht . . . .

Wieder saß Mrs. Maud im Cab. Diesmal lachte sie. Ueber Isolde Nostril und aus bitterer Fröhlichkeit. — Also ganz selbstverständlich war es, daß sie nicht allein fortging? Nun gut, dann wollte sie nicht zögern. —

*

Mr. Horace M. A. Nooble war allein in seiner Office, und ein frendiges Erstaunen lag auf seinem Gesicht, als er ihr entgegenschritt. Dann saßen sie einander gegenüber. Und Maud gestand, daß sie seine Qual nicht hätte dulden können. Sein Stoßseufzer: „Mrs. Maud, wenn Sie mein wären!" sei wie eine Brandfackel in ihr Herz gedrungen. Hier sei sie nun und bleibe, hier sei ihr Platz.

Da stand Mr. Horace M. A. Nooble auf. Sehr steif, sehr ehrbar und sehr bedauernd:

„Meine verehrte Mrs. Horseshoe! Sie sind eine einsichtsvolle Frau. Ja, ich möchte sagen: Eine tapfere Frau. Und Sie haben wunderbar verstanden, daß es Situationen gibt, in denen Tapferkeit bringend notwendig ist. Nein, nicht nur Tapferkeit. Sogar Brutalität. Ja, ich gehe so weit zu behaupten, daß es Situationen gibt, in denen Brutalität einzig am Platze ist. — Gestatten Sie mir, bitte, brutal zu sein.

Also kurz. Sie haben mich mißverstanden, aber vollständig. In Ihrer bisherigen Lage haben Sie einen Erdenmenschen in den Himmel versetzt, ich aber würden Sie eine Fessel sein. Und das können Sie nicht wollen. Mrs. Maud, ich beschwöre Sie — wenn Sie mich lieben — kehren Sie um."

Mr. Nooble wollte seine Thesen erklären. Aber er kam nicht dazu. Mrs. Maud saß schon wieder im Cab. Diesmal verachtete sie, und zwar gründlich. Aber sie hatte noch kein Ziel. Ja — was nun? — Da fiel ihr einer ein, der war unscheinbar, wie ein grauer Feldstein, den man überhaupt zwischen der Pracht des roten Mohns und der Kornblumen. Aber er war auch derb und fest und zuverlässig wie ein Stein. Und vor dem sank der Begriff Mann und Weib, und nur die Freundschaft bestand. Das war ihr Freund George Black. —

Sie fand ihn auf dem einzigen Sessel seines einzigen Zimmers. Und er hörte ihr andächtig zu. Alles erzählte sie ihm, damit er raten könne. Nur von Horace M. A. Nooble sprach sie nicht. Sie schämte sich. Endlich schwieg sie.

Da sprang George Black auf und tollte umher wie ein Schulzunge.

„Junge Frau. Das haben Sie großartig gemacht. Und ausgerechnet auf mich sind Sie verfallen? Offen gesagt, ich hätte eher an den unangenehmen Kerl, den Nooble, gedacht. Nee, wirklich hübsch ist das. — Also bessen soll ich Ihnen? Gewiß doch, wird gemacht. Sie bleiben hier und führen mir die Wirtschaft. Direkt pikant finde ich das. Eine durchgebrannte Frau! — Freilich, ein bißchen enge ist es schon hier. Aber Sie wissen ja: Raum ist in der kleinsten Hütte — —

So, und nun werde ich Ihnen gleich als Mietsleier einen gewaltigen Krach verabreichen."

Mrs. Horseshoe ist es niemals klar geworden, wie sie eigentlich einkommen ist. Sie fühlte nur ein unwiderstehliches Drängen und Sehnen in die Ferne. Deshalb lohnte sie das Cab ab, nahm ein Automobil, zagte nach Hause, zerriß den schnippigen Abschiedsbrief in tausend Schnipsel und saß breit und glücklich da wie eine Glucke auf dem Nest.

Als Mr. Horseshoe nach Hause kam, flog sie ihm an den Hals und sagte:

„Tommy, ich habe auch Deinen Wunsch erfüllt und mich allen gebrochen."

Da nickte er zufrieden und meinte:

„Du hast wahrscheinlich geweint. Nun ist Dir wieder pudelwohl."

Der Arzt.

Von S. André.

Jeden Morgen, an dem er das Tageslicht wiedersah und die Fiebelträume der Nacht entflohen, fühlte er die Erleichterung des zum Tode Verurteilten bei dem Gewinn einer wenn auch noch so kurzen Gnadenfrist. Noch ein Tag — noch ein gesegneter Morgen, dessen eben erwachender Straßenlärm seinem Ohre wohltat wie schöne Musik, dessen Sonnenschein zwischen den Fensterpfosten und der Rollgardine in einem hellen Streif hineinbrang, ihm den Gruß des neuen Tages von der Welt dort draußen bringend, in der zu leben er aufgehört, die er ohne Rückkehr verlassen hatte. Seine Welt bestand nur aus den vier Wänden. Alle Verzierungen der weißen Möbel, die Falten der Gardinen, die Figuren des Linoleumteppichs — das alles kannte er auswendig. Eine Photographie von „Strand und Wellen" hing an der Wand gegenüber von seinem Bett. Jede Muskel der beiden nackten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130302025/fragment/page=0001

Körper war ihm ebenso vertraut, wie die sich schlängelnden, vergoldeten Arabesken auf dem weißen Rahmen.

Er wandte sich ein wenig nach dem anderen Bett. Ihr dunkler Kopf ruhte schwer auf dem Kissen, die vollen roten Lippen waren fest geschlossen, die Augenwimpern beschatteten die warmen, zartroten Farben ihrer Wangen. Wie gut sie schlief, seine Frau, sein armes, liebes Weib, das nun seit fast einem halben Jahre in seinem Krankenzimmer eingeschlossen lebte. Noch nie in seiner Ehe hatte er sich so glücklich gefühlt, wie während dieser Monate der Krankheit, da sie ausschließlich für ihn existierte. So ganz anders wie früher, wo sie nur ihren Interessen gelebt hatte, ihren Studien außer dem Hause, ihrem Wirkungskreise, der ihm fremd war. Aber er hatte ihr ja volle Freiheit versprochen, als sie endlich nach wiederholten Ausweichen darein willigte, seine Frau zu werden. Doch wenn er nun den Egoismus des Kranken ab und zu überwand und sie bat, ein wenig Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, lehnte sie es zu seiner großen, schlecht verhehlten Freude stets ab.

„Ich bleibe bei Dir", sagte sie, und nahm seine schwache, schlaffe Hand in ihre kraftvolle, warme.

„Du bist so lieb", murmelte er dann, „es ist unverantwortlich von mir — aber es wird ja nicht mehr lange dauern."

Sie antwortete nicht. Was sollte sie auf solche Worte sagen. Sie wußten ja beide, daß es keine Hoffnung mehr gab. Der alte Hausarzt schüttelte den Kopf, verschrieb Beruhigungsmittel, sprach von diesem und jenem und wiederholte im Vorzimmer stets dasselbe:

„Wir dürfen nicht den Kopf hängen lassen — aber wir haben nichts mehr zu hoffen."

Sie erwachte eben und richtete sich schnell im Bette auf.

„Ah, wie gut habe ich geschlafen! Es ist ja so hell. Bist Du schon lange wach, mein Lieber?"

„Nein, nein — ich bin eben erst aufgewacht. Du sollst noch eine Weile schlafen."

Doch sie war schon aus dem Bett.

„Das geht nicht. Du mußt Dein Frühstück haben, und dann wollen wir es hier auch ein bißchen sauber machen, ehe der Arzt kommt."

Während sie am Waschtisch stand, beobachtete er über die Bettstelle ihre vollen, weißen Schultern und ihre raschen Bewegungen. Es war sein tägliches Vergnügen, ihr zuzuschauen, wie sie Zug um Zug ihre Toilette machte, bis sie schließlich fertig war und die lange Uhrkette über den Kopf zog.

Doch heute war er nervös. Der Gedanke, einem neuen Arzt begegnen zu müssen, beunruhigte ihn. Warum eigentlich?

„Ich werde den Arzt bitten, mir etwas für meinen Husten zu verordnen, ich habe Dich heute nacht gestört", sagte sie, die Decke auf seinem Bett zurechtlegend. „Da klingelt es!"

Sie ging hinaus. Er hörte ihre halblauten Stimmen. Wie lange das dauerte.

Endlich kam sie wieder und trat rasch an sein Bett. Ihre Wangen waren sehr rot — sie sah seltsam verlegen aus. Noch nie hatte er diesen Ausdruck in ihrem Gesicht bemerkt. Ja, doch, einmal. Er erinnerte sich dessen wie eines Traumes. Sie kamen abends aus der Oper. In einem eleganten Auto vor Ruderegs Hotel saß ein Mann, der einst alles für sie bedeutet hatte. Wie einen schimpflichen, brennenden Beischenheb hatte er es empfunden, daß seine Frau unwillkürlich Gefühlen nachgeben mußte, die er nicht hervorzurufen vermochte.

Der Arzt, der nun neben ihr an seinem Bett stand, war groß und kräftig, mit einem hellen Spitzbart, der den zynischen Zug um den Mund nicht verbarg, mit scharfen, grauen Augen, modern und sorgfältig gekleidet. Er nahm eine schnelle Untersuchung vor, tat einige Fragen und erhob sich, um zu gehen. Sie folgte ihm in den Salon und sagte etwas so leise, daß er es nicht verstand, wohl aber hörte er des Doktors Antwort:

„Sehr gern."

Dann wurde es still. Lange.

Er untersucht die Lungen, dachte er: halbnackt steht sie vor ihm; er legt sein Ohr, seine Backe an ihren weißen, warmen Körper.

Einige halblaute Worte, dann wieder still.

All sein armes, krankes Blut strömte zum Herzen, während er mit zitternden Lippen lalag und auf einen Laut von nebenan horchte — er empfand Zorn, Widerwillen und ein wahnwitziges Verlangen, aufzuspringen und hinauszustürzen.

Hatte er geschrien? Er wußte es nicht. Als er wieder zur Besinnung kam, lagen die Finger des Arztes auf seinem Puls und seine Frau stand mit erschrockenen Augen am Bett und knöpfte ihre Bluse zu.

Als sie den Doktor hinausbegleitet hatte und in das Krankenzimmer zurückkehrte, trat sie zunächst vor den Spiegel und ordnete ihre Frisur mit merkwürdig abwesenden Mienen. Dann kam sie an sein Bett und beugte sich über ihn.

„Du stöhntest so schrecklich — hast Du geschlafen und geträumt?"

Zum ersten Male begegneten seine Augen den ihren mit einem scharfen, argwöhnischen Blick.

„Ich weiß nicht, ob ich geträumt habe — vielleicht."

Sie ordnete harmlos seinen schiefgelegenen Hemdkragen und klopfte ihn sacht auf die Wange. Dann setzte sie sich mit ihrer Handarbeit an das Fenster und sprach von den neuesten Zeitungsnachrichten. Doch ihm schien es, als wäre sie während des ganzen Tages stiller als gewöhnlich. Die Arbeit sank ihr oft in den Schoß und lange Minuten starrte sie durchs Fenster.

Nachmittags fanden sich die drei Freundinnen ein, um gemeinsam mit ihr die Satzungen für einen Vortragsverein aufzustellen. Er blieb sich selbst überlassen und hatte ein Menge wunderlicher Gedanken, die ihn erhitzten wie giftiger Wein.

Inzwischen hörte er aus dem Salon ihr Lachen und ihre lauten Stimmen. Er kannte sie alle sehr wohl. Die leiseste Stimme mit dem langsam schleppenden Tonfall gehörte Maj Ede. Mit den schwarzen, über die Ohren gekämmten Haaren erinnerte sie an eine präraphaelitische Madonna. Die Frisur war vorteilhaft für ihre etwas zu lange Nase. Empiretracht und literarische Interessen. Glaubensbekenntnis: Ellen Key. Rosa Wilmers schnetternde Kinderstimme erhob sich über die anderen und ihr Lachen sang wie ein sprudelnder Silberquell. Der kleine, runde Mund zeigte möglichst oft die gleichmäßigen, starken, weißen Zähne. Sie hatte schöne Arme, kleide daher die modernen Blusen und glänzte durch ultramoderne Kleidung und Frisur. Nach einem Vortragskursus über Tolstoi, den sie im letzten Winter gehört hatte, neigte sie stark zu seinen Lehren. Sah aber gleichzeitig fünf Abende hintereinander „Die lustige Witwe".

Die tiefe schnarrende Stimme gehörte Hella Storm. Sie suchte die wenig hervortretenden Reize ihres Geschlechts durch eine fast männliche Kleidung zu verbergen. Rauchte Zigaretten, hatte mehrere Lieblingsflüche und einen recht freien Humor. Um nicht zu zeigen, daß sie einst um ihr Lebensglück betrogen worden war, lachte sie über das Leben und die Menschen.

Wie seine Frau lachte! Dieses Lachen hatte er lange nicht gehört. Arme Frau — das war eine traurige Zeit für sie. Wie so oft schon beschäftigten sich seine Gedanken nun wieder mit der Zukunft, in der er nicht mehr sein werde. Die Vorstellung, daß sie sich vielleicht wieder verheiraten würde, war ihm bis jetzt noch nie zuwider gewesen. Doch nun — ihre roten Wangen — das verlegene Lächeln — die Erinnerung machte sein Blut sieden. Die zynisch bewundernden Blicke des Arztes — vielleicht waren sie sich schon früher begegnet? O Gott, wie konnte er wissen, welche Wege sie ging, während er hier gefesselt lag. Der, den sie einmal geliebt, hatte sie verraten. Er selbst hatte ihr nicht das geben können, wonach sie hungerte. — War er im Begriff, wahnsinnig zu werden? Mit zitternden Händen goß er ein Glas Wasser ein und leerte es. Woher kamen die schrecklichen Vorstellungen, die ihn noch nie zuvor gequält hatten?

Warum kam sie nicht zu ihm herein? Wie ein kleines Kind lag er da und lauschte auf ihre Schritte — doch die gingen stets an seiner Tür vorüber. Das Mädchen brachte ihm sein Essen. Die Damen tranken im Eßzimmer Tee, und seine Frau nickte ihm einmal durch die Tür hinein. Er schürte das Essen hinaus und preßte sein Gesicht krampfhaft schluchzend in die Kissen.

Heiter und angeregt kam sie gegen zehn Uhr herein, nachdem die drei Damen gegangen waren, und machte sich plaudernd zur Nacht zurecht. Er antwortete einsilbig und kalt.

„Bist Du böse, weil ich Dich heute abend allein gelassen habe?"

Er schüttelte nur den Kopf; wenn er gesprochen hätte, wäre er in Tränen ausgebrochen.

Sie legte ihren weißen Arm unter seinen Nacken und zog seinen Kopf an ihre Brust.

„Wie fühlst Du Dich heute, Lieber? Willst Du das Schlafmittel nehmen, das der Arzt Dir heute verschrieben hat? — Denke Dir", sie gähnte laut, „ich erfuhr vorhin, daß er mit Mej Edes Schwester verlobt ist — es soll am Mittwoch, ihrem Geburtstag, veröffentlicht werden".

Er preßte seine Lippen fest auf ihren Hals und lachte dann plötzlich — überglücklich, wie ein Kind.

„Warum lachst Du?" fragte sie.

Ertappt.

Humoreske von L. Brenkendorf.

Der Herr Amtsrichter Doktor Kurt Holmbrecht kam alle Tage eine halbe Stunde zu früh in sein Bureau. Der Herr Amtsrichter knurrte tagtäglich seine Untergebenen an. Der Herr Amtsrichter rauchte ununterbrochen Zigarren. Der Herr Amtsrichter pfiff beharrlich das Leitmotiv aus Chopinschen Trauermarsch.

Der Herr Amtsrichter hatte offenbar seine Seelenruhe verloren.

Du lieber Himmel! — Wenn man sechs Monate verheiratet ist, und findet den Tisch ungedeckt, wenn man des Mittags nach Hause kommt, findet sein Frauchen mit hochrotem und verlegenem Gesicht, findet die Wohnung in Unordnung, den Braten angebrannt, die Suppe — natürlich — versalzen, und wird mit den freundlichen Worten begrüßt: „Kommst du schon?" — soll man da seine Seelenruhe nicht verlieren?

Im Anfang hatte Doktor Kurt Holmbrecht bei sich selbst allerlei Entschuldigungen für seine kleine Frau zusammen zu bringen versucht. Nun aber wiederholte sich schon durch zwei Wochen Tag für Tag das gleiche, ohne daß sich die Erklärung gefunden hätte, und immer schwärzer und fürchterlicher wurde der Verdacht, der dem unglücklichen Gatten am Herzen fraß. Daß seine Frau ein Geheimnis vor ihm hatte, daß sie dem Gemahl irgendetwas verbarg, war ja ohne allen Zweifel — was aber verbarg sie vor ihm? Doktor Holmbrecht sahe sich stöhnend durch das dicht gelockte Haar. Fühlte er da nicht schon die mit Recht so unbeliebten Hörner wachsen?

Aber nein — das war ja doch nicht möglich! Seine Trude — sein süßes, reines, angebetetes Weib — und so etwas! Pfui, daß er auch nur einen Augenblick daran hatte denken können. Und doch —

Es war zum Verzweifeln, und es konnte so nicht weiter gehen. Er mußte sich Gewißheit verschaffen. Wie, wenn er sie einmal überraschte? Auf eine halbe Stunde konnte er sich am Ende wohl vom Amte entfernen. Und daheim mochten ein paar vergessene Aktenstücke als Vorwand dienen.

Er hatte den Plan kaum gefaßt, als er ihn auch schon die Ausführung folgen ließ. Rasch instruierte er den Bureauvorsteher, stülpte den Hut auf, sprang unten in die Droschenbahn und fuhr heim.

Vor der Wohnungstür blieb er ein paar Augenblicke mit klopfenden Herzen lauschend stehen. Totenstille! Unheimliche, tiefe, lautlose Stille! Er fühlte, wie es ihm heiß wurde. Rasch steckte er den Schlüssel ins Schloß und sperrte auf.

„Mausi!"

Keine Antwort.

„Mausi! — Trude!"

Keine Antwort.

„Gertrud!"

Aber es rührte sich nichts. Er stürmte durch die Zimmer, er suchte in Küche und Kammer — sie war nicht da! So wird sie etwas vom Krämer holen, beruhigte er sich selbst. Fünf Minuten wartete er — zehn Minuten. Da hörte er plötzlich ihre Stimme draußen auf der Treppe — offenbar derabschiedete sie sich von irgend jemandem — dann wurde die Flurtür geöffnet, und sie kam herein — mit leeren Händen!

Erschrocken fuhr sie zurück, als der Gatte plötzlich vor ihr stand.

„Wo bist du gewesen?" herrschte er sie an. Ihre Mundwinkel zogen sich verräterisch nach unten, und die hübschen blauen Augen wurden feucht; aber trotzig gab sie zurück:

„Spazieren! — Wo kommst du jetzt her?"

„Ich hatte was vergessen", erwiderte er kurz. „Wo bist du spazieren gegangen?"

„Auf der großen Allee. Aber ich verbitte mir dieses Verhör!"

„Großartig!" spottete er, während es ihm bitter weh ums Herz war. „Du verbittest es dir, daß dein Gatte dich um das Ziel deiner Spaziergänge befragt?" Du warst allein?"

„Ja!"

„Ich hörte dich eben auf der Treppe sprechen!"

Da lehrte sie sich ab und antwortete ihm einfach gar nicht mehr. Er drohte ihr, er versuchte ihr gut zuzusprechen. — Alles ohne Erfolg! Und endlich nahm er seinen Hut, um, von Wut, Verzweiflung und Schmerz erfüllt, in der Pferdebahn wieder zum Amt zu fahren.

Er wurde betrogen! — Nun freilich stand es mit unumstößlicher Gewißheit bei ihm fest. Aber nicht ungestraft sollte sie ihn hintergehen — nicht ungestraft! Den Buben, der er wagte, seine Ehre zu schänden, wollte er züchtigen! Wer aber konnte es sein? Er mußte es herausbringen — unter allen Umständen! Leicht würde es ihm ja allerdings bei der Werkstattheit, die sein Weib an den Tag legte, nicht werden — schlau mußte er zu Werke gehen. Er wollte sich heute mittag so benehmen, als sei nichts vorgefallen; morgen aber ging er nicht aufs Amt, sondern faßte vor dem Hause Posto, und dann — ja dann!

Er wußte eigentlich nicht recht, was dann geschehen würde. Nichtsdestoweniger machte er seinen Vorsatz zur Tat. Beim Mittagessen war er schweigsam und ernst, kam jedoch auf den Vorfall vom Morgen mit keinem

Wort zurück. Nachmittags ging er wieder ins Bureau, um erst ziemlich spät am Abend zurückzukehren.

Wie stets ging er am nächsten Morgen gegen acht Uhr fort — aber anstatt sich aufs Gericht zu begeben, versteckte er sich in einem Hauseingang auf der seiner Wohnung gegenüberliegenden Straßenseite. Eine Stunde später sah er das Mädchen herauskommen, das seiner Frau die Einkäufe besorgte — eine Viertelstunde darauf kehrte sie zurück. Eigentlich doch verteufelt unnötig, dieses Warten! Es wollte nämlich absolut niemand kommen. Allerlei Hausbewohner gingen aus und ein, die über jeden Verdacht erhaben waren — ein Dienstmann, der offenbar bestimmt war, einen sehr ungeberdigen Dackel spazieren zu führen — Kinder, die zur Schule gingen — sonst aber ließ sich niemand blicken. Und er konnte weiß Gott kaum mehr stehen. Da, nach zwei langen, bangen Stunden, faßte er endlich einen raschen Entschluß und flog die Treppe zu seiner Wohnung empor.

Wieder blieb er lauschend an der Türe stehen — und diesmal war es nicht still da drinnen. Was er aber hörte, ließ ihm das Blut schier in den Adern erstarren.

Eine tiefe, männliche Stimme hatte ein paar Worte gesprochen, deren Sinn er leider nicht mehr hatte verstehen können. Nun aber antwortete die glockenfelle Stimme seiner Frau:

„Jetzt mußt du aber schon heut gehen, Schatzl — gelt? Am Nachmittag hole ich dich wieder. Und wenn du recht lieb bist, bekommst du dann ganz was Süßes!"

Mehr hörte der arme Doktor Holmbrecht nicht. Es sauste ihm vor den Ohren, und er glaubte sich in ein blutrotes Meer getaucht. Mit zitternden Fingern drehte er den Schlüssel, und dann stürzte er in das Zimmer, aus dem die Worte gekommen —

Frau Trude schrie gellend auf, als er mit verzerrtem Gesicht im Türrahmen auftauchte. Der Herr Amtsrichter aber glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Da stand, die rote Mütze in den Händen drehend, grinsend und blinzelnd eben jener Dienstmann, den er hatte aus dem Hause kommen und wieder in dasselbe hineingehen sehen. Zu seinen Füßen aber stand mit eingezogener Rute ein wunderschöner Dackel mit glänzendem schwarzem Fell, der den verdächtigen Besucher mit der ganzen Kraft seiner Lunge anklaffte.

Als der unfreundliche Vierfüßler ihn endlich zu Worte kommen ließ, sagte Herr Doktor Holmbrecht ohne die gewohnte Sicherheit:

„Was soll das bedeuten? — Was ist das für ein Köter, Trude?"

Die kleine Frau hatte sich schluchzend auf eine Ottomane geworfen. Nun aber richtete sie sich kampfbereit empor und sah ihn aus runden, zornigen Augen an.

„Das ist überhaupt kein Köter, sondern ein wunderschöner Hund! — Und ist sollte eine Geburtstagsüberraschung für dich sein! — Und ich werde ihn der Frau Maier schenken! — Und es ist eine Seltenheit — eine — Schlechtig—keit! Und die ganze Freude ist mir verdorben! — Und es brauchte überhaupt gar kein Geburtstag zu sein!"

Da weinte sie schon wieder herzbrechend. Kurt Holmbrecht bedeutete zunächst dem sehr interessierten Dienstmann, daß man seiner nicht mehr bedürfe. Dann setzte er sich neben sein ganz gebrochenes Frauchen und streichelte und tröstete so lange an ihr herum, bis der Tränenstrom versiegte und sie in leidlicher Ruhe berichten konnte.

Sie hatte ihrem Gatten mit dem Dackel eine freudige Ueberraschung bereiten wollen; damit der Hund sich jedoch schon an sie und die Wohnung gewöhnt hätte, wenn sie ihn dem Gemahl verehrte, hatte sie ihn schon vier Wochen vor dem Geburtstag ins Haus genommen. Vormittags wie nachmittags hatte sie ihn spazieren geführt, und des Mittags war er bei der Frau Kanzleirat Maier im ersten Stock untergebracht worden, bis der Herr Gemahl das Haus wieder verlassen hatte.

Doktor Kurt Holmbrecht raucht nicht mehr ununterbrochen, er knurrt seine Untergebenen nicht mehr an und pfeift statt des Leitmotivs aus dem Chopinschen Trauermarsch nur mehr Operettenmelodien. Sein kleines Frauchen aber erregt den Neid sämtlicher Nachbarinnen mit dem entzückenden neuen Hut, den ihr der Gatte zur Versöhnung beschert hat.

Ehe-Ideale von einst und heut.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei.

Von Dr. **Paul Landau.**

Die „Entstehung der Liebe" hat einmal Kurt Breysig um das Jahr 1150 n. Chr. ansetzen wollen und als erstes Dokument dieser neuen Kulturerscheinung den für die Gräfin Maria von Champagne geschriebenen Liebestraktat des Kaplan Andreas analysiert. Wollte man die „Entstehung unseres Eheideals" in ähnlicher Weise zeitlich bestimmen, so muß man etwa sechs Jahrhunderte weiter in der Kulturgeschichte vorschreiten, denn erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfuhr das Ehe-Ideal jene seelische Vertiefung, die der Geistliche des Mittelalters für die Liebe gefordert hatte. Nicht Reichtum und äußere Glücksumstände sollten für die Wahl der Frau entscheidend sein, sondern innere Neigung, wie es Andreas dereinst für die Wahl der Geliebten verlangt.

Uns ist der Gedanke, daß zur rechten Ehe die Liebe gehört, zum mindesten als sittliche Forderung so völlig in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir den Begriff einer Ehe als reiner Geschäftssache für etwas höchst Barbarisches, ja Unmoralisches halten. Dabei vergessen wir, wie jung dieser Begriff in der deutschen Sittengeschichte ist, vergessen, daß er erst in dem Zeitalter unserer klassischen Dichtung ausgebildet wurde und erst in der Romantik, vor wenig mehr als einem Jahrhundert, weitere Gesellschaftskreise erfüllte. Richardson, den man mit Recht den Entdecker der modernen Frauenseele genannt hat, beschäftigt sich noch höchst ernsthaft mit der Frage, ob denn die Liebe überhaupt zur Ehe erforderlich sei, und daß er sie bejaht, wird von anderen Autoren lebhaft bestritten. Es sind höchst nüchterne Erwägungen, bei denen Rücksicht auf Stand und Vermögen allein entscheiden, die die Helden der Romane von Gellert, Hermes, Fran la Roche u. a. bei der Wahl einer Braut anstellen. Erst bei Wieland, wie in der englischen Parallelentwicklung bei Fielding und Sterne, fängt das Herz an, neben dem Verstand mitzusprechen, und den gewaltigen Umschwung des Gefühles bahnt erst Rousseau an, vollendet Goethe mit „Werther" und „Stella". Und der gleiche Umschwung des Empfindens vollzieht sich viel langsamer in der Wirklichkeit.

Gleichsam als äußerer Ausdruck der Tatsache, daß Liebe und Ehe nichts miteinander zu tun haben, steht in der fürstlichen Ehen des Absolutismus neben der Gemahlin als offizielle, ja unbedingt notwendige Erscheinung die Favoritin. Wenn ein Herrscher zufällig seine Frau liebt, wie der spätere Kaiser Karl von Oesterreich, dann zwingt ihn das Hofzeremoniell doch, eine „Maitresse en titre" zu wählen und „offiziell zu besuchen", und des Volkes Stimme spricht aus dem Wort jenes Bauern, der beim Einzug des Landesherrn mit seiner jungen Gemahlin ausrief: „Nun fehlt unserem Lieben eben Fürsten nur noch eine schöne Maitresse!" Ihre Sanktion dazu gaben selbst Philosophie und Staatsrecht, wenn sie, wie selbst Leibniz und Thomasius, Polygamie und Nebenehen nicht für unerlaubt erklärten. Die adligen Kreise eiferten dem hohen Vorbild nach, und Ehepaare, die sich wirklich liebten, mußten dies bei Hofe sorgfältig verbergen, um nicht den „Fluch der Lächerlichkeit" auf sich zu laden. Es war ein Zeitalter, „wo die eheliche Liebe nicht besonders stark ist", wie Graf Lehndorff einmal in seinem Tagebuch schreibt.

Diese frivole Auffassung der Ehe war aber in den weiten bürgerlichen Kreisen des deutschen Volkes durchaus nicht heimisch. Hier herrschte frommer Ernst und ein starkes Bewußtsein von der Bedeutung dieses Schrittes; nur von Liebe war nicht die Rede. Der Bierbrauer, besonders „Jüngendort", sah in der ehelichen Gemeinschaft ein „Abbild und Vorbild der Vermählung Christi mit der Seele" und nährte die tiefen Bedenken gegen die Ehe, die nach Luthers warmherziger Lobpreisung des Ehestandes unter den Frommen wieder erwacht waren. Jeder „sinnliche Affekt" ward verurteilt; wie Bruder und Schwester sollten die Gatten leben. Der erste Philosoph des Bürgertums, Christian Wolf, dagegen betonte die sittliche und staatliche Notwendigkeit und Wichtigkeit dieser Institution, die „Menschenpflicht" jedes einzelnen, ein „hübsches Häuflein von Sprößlingen der Mäßigkeit" zum allgemeinen Wohle zu erziehen. Heiraten war daher ein sittlicher und sehr mühsames Werk, ähnlich wie Steuerzahlen, und das Geschäft der Vermittlung betrieben Regenten und Fürstinnen, vornehme Beamte und strenge Gelehrte mit gleichem Eifer. Man heiratete viel, doch nicht mehr als heute, so daß die heutigen Klagen über die wachsende Zahl der Junggesellen vor der Statistik nicht gerechtfertigt erscheinen. Starb einer der Ehegatten, so entschloß man sich bald wieder zur Heirat, denn „die Vernunft verlangte es".

Da die Stimme des Herzens keine Entscheidung herbeiführt, so legt man sein Geschick vertrauensvoll in die Hände anderer. Persönlichkeiten, zu denen man mit besonderer Achtung aufblickt, wie Frau Gottsched oder Gellert, empfangen hunderte von Briefen, in denen sie um Ratschlag bei einem Antrag angegangen oder nach einem passenden Lebensgefährten gefragt werden. Gellert gibt für eine gute Ehe folgendes Rezept: „Man sehe zwei verständige und gesittete Personen von beiden Geschlechtern, die einander kannten und liebten und auf das Geheiß ihrer Herzen, unter Einwilligung der Klugheit und auf den weisen Rat vernünftiger Eltern und Freunde, dies heilige und genaue Bündnis schließen." Die „göttliche Kuhnus" rät einem wohlhabenden Herrn, nicht allzusehr auf Vermögen zu sehen, sondern auch auf häusliche Tugenden. „Ihre Geliebte sei nicht häßlich, aber durchaus nicht so schön, daß jeder sie für eine Göttin halte und ihre Eitelkeit durch seinen Beifrauch erwecke." Doch selbst dieser ihrer Zeit schon voraseilenden, zarsinnigen Frau erscheint der Gedanke der Heirat eines Bürgerlichen mit einem adligen Fräulein als ein Unding, und in ihrer „Ungleichen Heirat" erhält der reiche Bürger Wilibald mit brutalem Hohn einen Korb von der Adeligen. In den Romanen wird die Mesalliance immer wieder behandelt; noch bei Rousseau trennen Standesvorurteile Julie von St. Preux, und erst in Goethes „Meister" überwindet die Liebe die gesellschaftlichen Schranken. Vermögen ist der Punkt, um den es sich bei jeder Brautwerbung vor allem handelt, und mit vielen Formalitäten wird der „Ehepakt", die so wichtige geschäftliche Seite der Sache, geschlossen. Gellert gibt einem Fräulein B., das ihm anvertraut, sie sei nicht reich genug, um heiraten zu können, ohne weiteres zu, daß das Geld sehr wichtig sei, ist aber im Prinzip gegen Geldheiraten. Er tröstet sie damit, daß sie, wenn sie doch einen Mann finde, um ihrer Tugenden willen geheiratet werde. Jeder heiratsfähige Mann wurde nach der Höhe der Mitgift, die er fordern könne, eingeteilt, und das nicht heimlich, wie wohl heute manchmal, sondern ganz offen und selbstverständlich. Der jüngere Hagedorn gesteht als Legationsrat, daß er auf höchstens 12—14 000 Reichstaler rechnen könne; das gäbe 600 Taler Zinsen und das sei sehr wenig für das teure Dresden.

Aus welchen Motiven heiratete man nun? Typisch dafür sind die Betrachtungen, die der Historiker Büttner in seiner Selbstbiographie darüber anstellt: „Mittags- und Abendessen, wie es von Speisewirten zu haben war; entsprach gar nicht meinen Wünschen. Einsam zu essen, war gar nicht nach meinem Sinn,. Andere häusliche Beschäftigungen, Wäsche, Kaffee usw. waren für mich unangenehme Beschäftigungen." So lasse er sich eine Frau, und wie er, machten es viele andere geistig bedeutende Männer, die in sittlicher und seelischer Hinsicht an der Spitze ihres Volkes standen. Wenn ein frivoler Mensch wie der Professor Bahrdt auf jede gute Partie loseht, die ihm eine Kollege vorschlägt, so ist das verständlicher; aber ebenso handelten sittlich einwandfreie Gelehrte, wie Achenwall und Michaelis; selbst Bürger, der Liebessänger, wollte vor allem Geld, und Georg Forster bestellte bei seinem Buchhändler Spener neben anderen Dingen sich auch eine Frau. Gustav Freytag hat als das klassische Beispiel dieser so mißkennten Ehe-schließungen die Heiratsgeschichte des großen Theologen Johann Salomo Semler ausgeführt, wie dieser sie selbst in seiner Lebensbeschreibung mit schlichter Eindringlichkeit erzählt: Der arme Professor ist mit einer „würdigen Freundin" versprochen, in „tugendhafter Ernsthaftigkeit". „Es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen in so vielen Romanen poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen!" In Koburg wohnt er bei der verwitweten Doktorin Drösner, und hier erfährt sie den schüchtern Anfrage nach der Universität Altdorf: „endlich soll er lehren und wirken dürfen! Doch er hat kein Geld zur Reise; er hat Schulden bei seiner Wirtin, und nach langem, qualvollen Ringen erkennt er als einzigen Mittel, die wohlhabende Tochter der Doktorin, die er bisher nicht beachtet, zu gewinnen; er „benennt sich unter das allgemeine einzige Gesetz der höchsten Regierung Gottes", entsagt der früheren Verlobten und heiratet die Demoiselle Döbner, führt mit ihr eine lange, glückliche Ehe und preist ihre einzigen Tugenden nach ihrem Tode in einer rührenden Lobschrift. Es ist der pietistische Einschlag, der Glaube an Gottes Vorsehung, der so viele damals die einmal Erwählte für die einzig Richtige halten ließ.

Eine ähnliches Bild sei aus einem andern Lebenskreis nachgezeichnet: Ein Herr von Rüßler ist mit einer Hofdame in Merseburg verlobt und reist mit hochgepacktem Brautwagen durch Schnee und Nacht zur Hochzeit, er verirrt sich, wird von einem Pfarrer in Ostmünde aufgenommen und erfährt von dessen Mutter, daß die Hofdame eine schlechte und zänkische Person sei, vor der ein unehelicher Sohn im Dorfe erzogen werde. Der Appetit zu dieser Heirat vergeht ihm, aber wohin mit dem Brautstaat? Der Pfarrer rät ihm, zum Kanzler von Ludewig nach Halle zu fahren, der zwei mannbare Töchter habe. Da der Kanzler angesehen und reich ist, macht sich Rüßler auf den Weg, wird in der Familie freundlich aufgenommen und hält um eine Tochter an. Er liebt die zweite, aber er muß die älteste nehmen, da die andere schon fast verlobt ist, und siehe da! — er wird sehr glücklich mit ihr. Daß die Dichter nicht idealistischer waren als die Gelehrten und Beamten, zeigt die Ehe Friedrich von Hagedorns, der die weder junge, noch schöne, noch kluge Tochter eines angeblich reichen Schweiders heiratete, um aus seinen Schulden herauszukommen, aber schließlich nichts bekam; zeigen die Heiraten eines Wieland, Weiße u. a. Die Motive der Mädchen waren meist Befehl der Eltern, Angst vor dem Sitzenbleiben, Wunsch nach Versorgung, wie wir das z. B. von Frau Reiske wissen. Eine Strophe aus der Selbstbiographie der gefeierten Dichterin Riegerin, geb. Weißenfee, malt diese Stimmung:

„Ich trat dann jung vor den Altar,
Schon einen Ehebund zu schließen,
Weil Gott und Eltern mich es hießen,
Es sind nunmehr bald 20 Jahr,
Mit einem Mann mich zu vermählen
Und für ein „W." ein „R." zu wählen."

So war das Ehe-Ideal um die Mitte des 18. Jahrhunderts mendlich fern von dem unsrigen. Kant hat es am klarsten formuliert, indem er fordert: „In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Persönlichkeit ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frau belebt und regiert wird." Aber damals erhoben sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130302025/fragment/page=0002